

# Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.

Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition: Berlin W. 30,  
Winterfeldstr. 24. — Fernsprecher: Amt VI, 6488.  
Redakteur: Emil Dittmer.

Berlin,  
den 22. Mai 1908

Erscheint alle 14 Tage, Freitag.  
Bezugspreis inkl. „Die Gewerkschaft“ viertel-  
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2.— M.  
Postzeitungs-Liste Nr. 8184.

## Inhalt:

Die Misere der Krankenpflege. — Zur Lage der Irrenwärter.  
— Moderne Badeanstalten. — Aus unserer Bewegung. —  
Rundschau.

### Die Misere der Krankenpflege.

Schon seit Jahren ist der „Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter“ bemüht, auf dem Gebiete der Krankenpflege Zustände herbeizuführen, die diesen Beruf zu einem wahrhaft muster-gültigen gestalten und auf die kulturelle Höhe erheben, die demselben im gegenwärtigen Zeitalter schon längst gebührt. Bis zum Ausgang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren die Dienstverhältnisse sowie das Leben und Treiben in den Heilanstalten der Öffentlichkeit noch ein Buch mit sieben Siegeln. Erst als das Personal seiner Lage überdrüssig wurde und erkannte, daß auf dem Wege der Organisation bessere Verhältnisse zu schaffen seien, wurde das anders. Eine kleine, aber mutige Schar nahm bald den Kampf um bessere Existenzbedingungen mit den allgewaltigen Anstaltsverwaltungen auf. In Wort und Schrift wurden die Mißstände in den Heilanstalten kritisiert, und jetzt erhebt man erst, welche traurigen Zuständen Personal und Pflanzlinge in diesen Instituten ausgeleitet sind. Durch Einreichen von Petitionen und persönliches Vortrittwerden suchte man die Verwaltungen zu veranlassen, bessere Verhältnisse zu schaffen. Doch nicht immer gelang dies. Gewöhnlich scheiterten derartige Unternehmungen an der Starrköpfigkeit der Anstaltsinhaber, und die Geschicklichen fanden infolge der Gleichgültigkeit ihrer Kollegen bei diesen nicht immer den nötigen Rückhalt, um den Kampf mit aller Schärfe durchzuführen zu können.

Die Verhältnisse waren und sind auch heute noch zum größten Teil derartige, daß sie, ohne zu übertreiben, so recht an die „gute alte“ Zeit des Feudalismus und der Sklaverei erinnern. Ob sich die Anstalt in Privat-, kommunal-, Provinzial- oder Staatsbesitz befindet, bleibt sich dabei ganz gleich. Das größte Uebel, unter dem die Angestellten der Heilanstalten schmachten, ist der Kost- und Logiszwang. Auf dieses Ueberbleibsel aus dem Mittelalter trifft so recht das Wort des Dichters zu: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzuehend immer Böses muß gebären“. Abgesehen von den aufs niedrigste bemessenen Löhnen stehen alle Uebel, die die Kollegenchaft zu erdulden hat, mit diesem System in direktem Zusammenhang. Ueberanstrengender Dienst, ungenügende Kost, mangelhafte Ausgangszeit, zu kurze Urlaubsfristen, unnötige Bevormundung seitens der Vorgesetzten, das sind so die Hauptmomente, welche diese Einrichtung mit sich bringt und die als Signatur gelten, unter der das Personal der Kranken-, Irren- und sonstigen Heilanstalten sein Dasein fristet. Welche

Zustände das Kost- und Logiswesen bezüglich der Verpflegung des ihm unterworfenen Personals zeitigt, ist in der jüngst im Verlage der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands erschienenen und von Richard Calwer bearbeiteten Broschüre „Das Kost- und Logiswesen im Handwerk“ in vorzüglichster Weise wiedergegeben. Auch „Die Sanitätswarte“ hat sich in den Nummern 5—7 dieses Jahrgangs in einer drei Artikel umfassenden Serie mit diesem Buch befaßt und die Hauptmomente des dort zusammengetragenen Materials ihren Lesern übermittelt. Sehr treffend sind auch die Schäden, die dieses System mit sich bringt, in der Begründung der Forderung auf Abschaffung des Kost- und Logiszwanges skizziert, welche die Berliner Kollegen in der Eingabe zum Etat für 1908 an den Magistrat stellten und die in Nr. 19 der „Sanitätswarte“, Jahrg. 1907, abgedruckt sind.

Mit kurzen Worten ausgedrückt: der Kost- und Logiszwang drückt die persönliche Freiheit des ihm Unterworfenen bis auf ein Minimum herab. Er öffnet der Laune, der Willkür und Schikane der Vorgesetzten Tür und Tor. Die Geißel, die dadurch über den Angestellten geschwungen wird, zwingt dieselben zu einem Kadavergehorsam, welcher dem militärischen nicht viel nachsteht. Wie mancher Jüngling, der nach Ablauf seiner Dienstjahre mit Freuden den jogen Ehrenrock ablegt, um in die goldene Freiheit des Zivillebens zurückzukehren, muß erfahren, daß er als Krankenpfleger in irgend einer Heilanstalt sein Soldatenleben weiter fortzuleben gezwungen ist. All seine Freuden und Leiden hängen von der Gunst oder Ungunst der Vorgesetzten ab. Bei Tag und Nacht, am Sonntag wie am Werktag in der Anstalt festgehalten, muß er, abgesehen von den spärlichen Ausgangszeiten, den Vorgesetzten um jede Stunde Urlaub, die er für seine Bedürfnisse braucht, höflichst ersuchen. Dabei hat er in den allermeisten Fällen anzugeben, zu welchem Zweck diese Urlaubspause verwandt werden soll. Den Spiel der Bevormundung und Gesinnungs-schnüffelerei hatte die Verwaltung des Stadtirren- und Ziechenhauses zu Dresden erklommen. Man verlangte dort, daß jede Stunde, um welche über die übliche Ausgangszeit nachgesucht wurde, der Antrag am Tage vorher schriftlich unter Begründung desselben bei der Inspektion eingereicht werden mußte. Dieses schriftliche Gesuch ging nun seinen Instanzenweg; die Genehmigung hing von dem Befürworten des Oberpflegers ab. Hatte dann Oberarzt und Oberinspektor die Urlaubsbewilligung glücklicherweise unterzeichnet, stand dem Verlangen, sich eine Stunde länger dem Joch der Arbeitslast zu entziehen, nichts mehr im Wege. Jedoch ging das nicht immer so glatt ab. War der Kollege oder die Kollegin dem einen Vorgesetzten nicht recht genehm, so wurde der nachgesuchte Urlaub verweigert. Ein Beispiel, wie weit die

Schifane dabei getrieben wurde, sei hier festgehalten: Ein Kollege, dem der nachgeforderte Abendurlaub bereits bewilligt war, hatte das Mißfallen seines Unteroffiziers -- pardon! Oberpflegers -- erregt; dieser entzog ihm kurzerhand den Ausgang. Anstatt sich an der erquickenden Abendluft zu erfreuen, traktierte er nun mit Bürste, Seife und Wasser die Hände des Väterraumes. Welcher Reservist denkt dabei nicht an die entchwundene Refrutenzzeit? Glücklicherweise ist es den Angestellten dieser Anstalt durch die Organisation gelungen, die krassesten Auswüchse des Kost- und Logiszwanges zu beseitigen.

Welch geistiger Verkrüppelung das Pflegepersonal unter dem Kost- und Logisweisen entgegentrifft, kann nur der ermessen, der mehrere Jahre in einer Heilanstalt tätig war. Der Dienst ohne Ende -- denn wann hat das Pflegepersonal, besonders auf Stationen ohne Nachtwachen, keinen Dienst? -- hindert es, durch Lesen eines guten Buches sein Wissen zu bereichern. Von der Teilnahme an Versammlungen und Hören guter Vorträge ist es durch die Gefangenhaft innerhalb der Anstaltsmauern so gut wie ausgeschlossen. Hingegen hat es die Kirche um so leichter, ihre Schäflein vor Irrungen zu bewahren. Gottesdienst wird mindestens allwöchentlich einmal abgehalten. Damit man nun aber sicher ist, daß sich niemand vom Peinlich deselben fernhält, wird das Personal, wie die Soldaten, dazu kommandiert!

Wie bereits aus einigen vorstehend angeführten Momenten hervorgeht, stehen mit dem Kost- und Logisweisen die Dienstverhältnisse im allgemeinen in engem Zusammenhang, und diese greifen wieder hinüber auf die Beköstigung und die Essenspausen. Sucht man durch mögliche Beschränkung der freien Zeit einerseits die geistige Fortbildung soviel wie möglich hintanzuhalten, so untergräbt man auch andererseits die körperliche Gesundheit des Personals. Mit Arbeit im höchsten Grade überbürdet, findet die Kollegenschaft nicht die genügende Zeit, die Mahlzeiten in Ruhe einzunehmen, wenn sie nicht überhaupt darauf verzichten muß. Vielfach kommen die Speisen schon verdorben aus der Küche, oder sie werden durch langes Stehen kalt und ungenießbar. Magenkrankungen stellen sich dadurch nur zu leicht ein. Die ewigen Aufregungen mit den Kranken, die Schifanen der Vorgesetzten und hinwiederum die ungenügende Beköstigung und mangelhaften Erholungspausen untergraben das Nervensystem.

Zieht man sich die Dienstanstellungen der Heilanstalten für das Pflegepersonal durch, so findet man immer wieder die höchst vernünftige Mahnung: „Der Pfleger resp. die Pflegerin müssen sich eines anständigen Tones gegenüber den Kranken befleißigen, müssen dieselben höflich und zuvorkommend behandeln, ein Herz für die Leiden dieser armen Mitmenschen haben und ihre Obliegenheiten mit Lust, Liebe und Sorgfalt ausführen“. Man vergegenwärtige sich nun einmal, wie diese Lust und Liebe zum Beruf aussieht bei einem Menschen, dem man die Freude daran in jeder Hinsicht verweigert. Den humanen und höflichen Ton, die aufopfernde, fürsorgliche Pflege, welche der Kranke von einer Person, die man im höchsten Grade mißmutig und nervös gemacht hat, erfährt, kann man gleichfalls an diesem Maßstab ermessen.

Wie unhaltbar diese Zustände sind, geht wohl am besten daraus hervor, daß die so viel gehätschelten Schwestern bereits dagegen revoltieren. Vor kurzem beschäftigte sich sogar der „Berl. Lokal-Anzeiger“, das bekannte Reichskanzlerorgan, mit der Krankenpflegefrage. Dabei gab er auch einige Äußerungen von Pflegeschwestern über die Freuden und Leiden dieses Berufes zum besten. Fast alle verurteilten die Mißstände in der Anstaltspflege, die wir schon so oft an dieser Stelle besprochen und kritisiert haben. So äußert sich die Schwester Agnes K a r l l folgendermaßen:

„Die Reformen in unseren modernen Krankenhäusern wären gar nicht schwierig, sie erfordern nur zwei Dinge: Einsicht und Geld. Erstere läßt sich nur durch praktische Erfahrung erreichen, und die Organisation unseres Berufes liegt in den Händen von Männern, die gewiß vorzügliche Eigenschaften in ihrem Fach haben, aber natürlich niemals Krankenpflege praktisch ausübten und in den letzten Jahrzehnten bewiesen haben, daß sie nicht imstande sind, die Verhältnisse zu beurteilen und zu gestalten. Solange man Krankenhäuser baut, die viele Millionen kosten, und erwartet, daß langjährig erfahrene Schwestern die schwere Arbeit in denselben für 20-30 Mk. monatlich leisten sollen, wird man nie genug Schwestern haben, also gezwungen sein, die zu überanstrengen, die man bekommt. In den Stadtverordneten-Versammlungen von Berlin und Götting wurde schon vor mehreren Jahren festgestellt, daß eine „Schwester“ durchschnittlich 15 Jahre dienstfähig sei, d. h. also, daß ein junges Mädchen, das mit Anfang 20 diesen Beruf erlernt, spätestens mit Ende 30 mit gebrochener Gesundheit dasieht. Der Oberarzt eines mitteldeutschen Mutterhauses hat mir kürzlich gesagt, daß ein Drittel der Schwestern desselben Herz-Kreislafkrankungen habe infolge der dauernden Ueberanstrengung.“

In anderer Weise bezüglich der Ueberbürdung mit Arbeiten und langer Dienstzeit sind die Ausführungen einer zweiten Schwester von Interesse:

„Ich kann es wohl begreifen, wenn gerade Töchter aus guten Häusern sich zu diesem schweren, aber doch schönen Beruf entschließen. Daß dies nicht so der Fall ist, wie es wohl gewünscht wird, liegt daran, daß man besonders im ersten Jahre von den jungen Schwestern, die doch von Hause an grobe Arbeiten nicht gewöhnt sind, so'ax verlangt. Der Tagdienst von morgens 6 Uhr mit einer Stunde und einer halben Stunde Mittagszeit bis abends 8 Uhr, dazwischen eine halbe Stunde Kaffezeit, ist derart anstrengend, daß man tatsächlich meist zu müde ist, um noch für andere Dinge Interesse zu haben. Nun gar erst die Nachtwachen, von abends 8 Uhr bis nächsten Morgen 9 Uhr. Eine Schwester trägt die große Verantwortung für 28-30 Menschenleben, hat dazu eine Menge Sauer- und Bugarbeit, die ein ständiges Beobachten der Kranken unmöglich macht. Zu diesen Arbeiten muß sie sich scharfer Zusatzen bedienen, um alles den Wänden der Vorgesetzten entsprechend zu machen, und dieses 14 Tage hintereinander. Wo bleibt da die sogenannte weiche Hand der Pflegerin, die so wohltaend den Patienten berührt, wo das gleichmäßig heitere Gesicht und Wesen?“

Auch die Ausführungen einer dritten Schwester seien hier wiedergegeben:

„Läßt sich nicht eine bessere Einteilung einführen, als 13 Stunden Tagedienst? . . . Wenigstens sollten alle Schwestern jeden dritten Tag einen halben dienstfreien Tag zu ihrer Erholung haben. Es bleiben inklusive Sonntag immer noch über 80 Arbeitsstunden pro Woche, abgesehen davon, daß die Lehrschwestern noch nach 8 Uhr abends die für das Examen erforderlichen schriftlichen Arbeiten und Ausarbeitungen zu machen haben; denn nach einjähriger Lehrzeit (in der sie daselbe leisten müssen wie die angestellten Schwestern) müssen die Lehrschwestern eine Prüfung bestehen, und ein Zeugnis wird ihnen darüber ausgestellt. Ferner ist zu fordern, daß Schwestern und Lehrschwestern dieselben freien Tage und die Stunden von 8-10 Uhr abends (falls sie nicht Nachtdienst haben) für sich selbst haben, darüber frei verfügen können und nicht gezwungen sind, wie es jetzt der Fall, erst die Frau Oberin um Genehmigung zu bitten, wenn sie ihre dienstfreie Zeit außerhalb der Anstalt verbringen wollen. Gerade diese Mangel an persönlicher Freiheit erweckt die innere Unzufriedenheit und drückt die Berufsfreudigkeit, den Eifermut zu angestrengter Tätigkeit nieder!“

Bei diesen Ausführungen kann man wohl mit Recht sagen: „Wenn das geschieht am grünen Holz, was will am dünnen werden?“ Denn diese Klagen der Schwestern erscheinen dem übrigen Pflegepersonal noch ziemlich harmlos. Die zwei Stunden Essenspausen pro Tag, welche die eine dieser Schwestern in ihrem Bericht erwähnt, sind für das übrige Personal meistens nur ein frommer Wunsch! Wenigstens gibt es nur wenige Anstalten, wo solche gewährt werden. Auch die tägliche Arbeitszeit von 13 Stunden dürfte in Anbetracht der Dienstzeit, wie sie allgemein vor

berichtet, gering erscheinen! Darf doch das Personal oft wenig 14, 16, ja sogar 18 Stunden Dienst tun!

Daß unter solchen Umständen die meisten der sich der Krankenpflege widmenden Personen diesen Beruf nur als Notbehelf betrachten und die Anstalt sofort verlassen, sobald sich eine bessere Existenz bietet, ist nur zu selbstverständlich. Welche Gefahren für die Patienten und das Personal nicht minder durch diesen häufigen Wechsel entstehen, haben die Ereignisse der letzten Zeit sehr deutlich bewiesen. Auch an dieser Stelle ist bereits in ausgiebiger Weise diese Mängel behandelt worden, so daß von einem weiteren Einlehen auf diesen Uebelstand abgesehen werden kann.

Wir wollen es aber als unsere heiligste Aufgabe betrachten, durch Aufklärung die noch Fernstehenden auf ihre unwürdige Lage hinzuweisen und nicht eher ruhen, bis der letzte Pflieger und die letzte Pflegerin sich unserem Verbands angegeschlossen hat. Erst dann, wenn die Kollegen und Kolleginnen das Wort: „Einer für alle und alle für einen“ begriffen und die Konsequenz daraus gezogen haben, werden sich unsere Verhältnisse und somit die Krankenpflege mühselgiltig gestalten. Zur Verberzierung dessen rufen wir aber mit Ferdinand Freiligrath:

Zum Teufel, wer sagt noch in feiger Geduld  
Und sagt zu der Herren die eigene Schuld;  
Wer regt nicht die schlaffenden Hände,  
Daß das eigene Schicksal sich wende?  
Und ist's auch mit heut' nicht und morgen getan,  
So gehn wir doch vorwärts die leuchtende Bahn,  
So tragen wir doch der gewaltigen Macht,  
Die uns zum leidenden Ambos macht,  
Mit's unsern Feinden auch un bequem:  
Unser die Welt, trotz alledem!

G. N.

### Zur Lage der Irrenwärter.

Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Kranken- und Irrenwärter sind heute noch zum größten Teil sehr traurige. Dies empfinden auch die Kollegen der Provinzial-Asylendienstleistung zu Lübben. Da wird ein Anfangsgehalt von 25 Mk. pro Monat gezahlt, außerdem freie Kleidung und Kost. Das Gehalt steigt vierteljährlich um 3 Mk. bis 66 Mk. Die Wärter sind mit dieser Befoldung nicht mehr zufrieden, sondern streben danach, ihre Lage zu verbessern.

Die Verheirateten haben die Erlaubnis, zu Hause zu essen und erhalten hierfür 15 Mk. monatlich. Seit kurzem aber sollen sie in der Anstalt des Morgens Kaffee und Semmel und nachmittags nur Kaffee erhalten, wofür aber 3 Mk. pro Monat abgezogen werden. Es bleiben dann nur 15 Mk. zum weiteren Leben, also pro Tag 50 Pf. Davon soll sich ein erwachsener Mensch Frühstück, Mittag- und Abendbrot beschaffen! Da dies nicht möglich ist, müßte die Verwaltung doch einsehen. Es gibt in der Wärterfamilie deshalb nur Leinöl mit Kartoffeln, am anderen Tag Kartoffeln mit Leinöl! Dabei haben die verheirateten Wärter oftmals große Familien, so z. B. sind Familien von 5 bis 9 Köpfen nichts seltenes.

Für die verheirateten Schlosser und Seizer wird 1 Mk. pro Tag für Essen berechnet. Die Verwaltung glaubt jedenfalls, sie haben einen anderen Wagen als die Wärter! Ein Prot von 12 Pfund kostet in Lübben 75 Pf., 1 Pfund Butter 1,50 Mk. So kommen Butter, Wurst und Fleisch nur als Lederbissen an den Arbeitern auf den Tisch.

Semmerurlaub soll das Personal auch erhalten, aber in den letzten Jahren haben einige nur mit Mühe und Not ein paar Tage frei bekommen, trotzdem der Urlaub für dieses Personal vor allen Dingen in Frage kommt, da die Arbeitszeit von früh 5 bis abends 7½ Uhr dauert und auch sehr anstrengend ist.

Nach 10 Jahren sind die Wärter pensionsberechtigt; der Grundbetrag soll 2% sein, steigend bis 10%. Bestimmungen hierüber besitzen die Angestellten nicht. Jeder städtische Arbeiter erhält eine Arbeitsordnung sowie die Bestimmungen über Altersvorsorge-Einrichtungen ausgeschrieben; für das Wärterpersonal hält man dies nicht für notwendig. Fast jeder Arbeiter besitzt außerdem mehr persönliche Freiheit, aber das Personal der Anstalten ist darin sehr beschränkt.

Die Wärter fragen nun: „Wie ist uns zu helfen?“ Hier gibt es nur einen Weg und ein Mittel, und zwar die gewerkschaftliche Organisation! Es ist bisher stets schwer gewesen, das Personal der Kranken- und Irrenanstalten zu organisieren, da demselben erzählt wird, sie wären etwas besseres als die Arbeiter; die Kollegen in Lübben erhalten ja auch eine schöne Uniform nebst Säbel und werden davon wohl satt geworden sein.

In letzter Zeit sind die Kollegen in anderen Anstalten schon zu einer besseren Einsicht gekommen und haben sich dem „Verbande der Gemeinde- und Staatsarbeiter“ angeschlossen; infolgedessen sind sie einmütlich vergegangen und haben auch schöne Vorteile errungen. Wir können deshalb auch den Lübbener Kollegen nur zurufen: Organisiert Euch! Hinein in den Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter! Denn einzeln sind wir nichts, vereint alles!

### Moderne Badeanstalten.

Wir entnehmen der „Leipz. Volksztg.“ die nachstehenden durchaus treffenden Ausführungen:

Der Stand der öffentlichen Gesundheitspflege eines Volkes kann mit Recht als Gradmesser seiner Kultur angesehen werden. Es muß auch zugestanden werden, daß die letzten Jahrzehnte in Deutschland gar mancher Besserungen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege gebracht haben. Gleichwohl sind noch heute die Kranken- und Heilanstalten überfüllt. Unbetritten trägt hieran die fortgeschrittene Teilung der Arbeit, unter der der produktive Mensch sehr häufig nur immer ein und dieselbe Kraftleistung zu vollbringen hat, während andere Muskelpartien des Körpers in langsamem Verfall geraten, die Hauptschuld, zumal wenn die Werkstätten und Fabrikräume den an sie zu stellenden hygienischen Einrichtungen nicht genügen. Um so mehr muß deshalb die Menschheit im Interesse ihrer Erhaltung auf solche Leibesübungen hingelenkt werden, die den ganzen menschlichen Körper ausbilden, ihn gegen schädliche Einflüsse abhärten und Geist und Nerven stärken. Eines der wirksamsten Volksheilmittel aber ist das Bades- und Schwimmwesen. Auch auf diesem Gebiete hat Deutschland in den letzten Jahrzehnten erfreuliche Fortschritte gemacht. Das deutsche Volk schuf sich ein neues Badehaus, ein Sommer wie Winter benutzbares Schwimmbad. Das Bad als Badeanstalt genügte nicht, man brauchte das Schwimmbad um seiner selbst willen, als eine Erquickung des Leibes und der Seele. Welche herrliche Erfolge mit modernen Schwimmbädern erreicht worden sind, das hat der vor einigen Jahren in Leipzig ererbte Gemeinliche Badeausblick auf seiner kürzlichen Studienreise in Stuttgart, Augsburg und München kennen gelernt. So ist beispielsweise in Stuttgart die Zahl der jährlichen Schwimmbäder in der Zeit von 15 Jahren um das Vierfache gestiegen, so daß jetzt in der dortigen Anstalt jährlich mehr als 100.000 Schwimmbäder abgehoben werden, an denen das männliche Geschlecht mit 73 Proz., das weibliche mit 27 Proz. partizipiert.

Auch in Leipzig ist die Bäderfrage seit Jahren nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. Es kann sogar gesagt werden, daß der Bäderausblick seit einem halben Jahre mit besonderem Eifer gearbeitet hat. Als besonders erfreuliche Erscheinung war bei seinen Beratungen festzustellen, daß die frühere Befürchtung, die städtische Initiative auf dem Gebiete des Bades- und Schwimmwesens werde den ferneren Betrieb der privaten Badeanstalten in Frage stellen, gänzlich geschwunden und durch die Erkenntnis verdrängt worden ist, daß die systematische Erziehung des gesamten Volkes zu regelmäßigen Bades- und Schwimmübungen auch denjenigen privaten Anstalten zugute kommen muß, die den Anforderungen der Neuzeit zu genügen willens und imstande sind. Diese Erkenntnis ist übrigens auch durch die Erfahrungen in denjenigen Orten bestätigt worden, die sich jetzt des Vorzuges moderner Badeanstalten erfreuen.

Die Beratungen des Gemeinlichen Bäderausblickes, über die wohl alsbald ein offizieller Bericht erscheinen dürfte, haben in neuerer Zeit zu völligem Einverständnis darüber geführt, daß nunmehr die Zeit gekommen ist, wo auch die Stadt Leipzig mit der Errichtung zunächst eines großen städtischen Bades den Anfang machen muß. Die Gesundheitspflege des Volkes darf nicht länger von der elenden Frage des Rammons abhängig gemacht werden. Gewiß hat auch bei dieser Frage der städtische Finanzminister alle übrigen Anforderungen, die an die Finanzkraft unserer Stadt jetzt und in den nächsten Jahren gestellt werden, im Auge zu behalten, aber es wäre durchaus verfehlt, sich zum Schaden der Volksgesundheit noch länger gegen das immer dringender werdende Bedürfnis zu stemmen, zumal die Möglichkeit gegeben ist, für gemeinnützige Wohlfahrts-Einrichtungen Gelder aus dem Fonds der Landesversicherungsanstalt des Königreichs Sachsen zu verhältnismäßig erträglichem Zinsfuß zu erhalten. Jahr für Jahr

sendet die Erstrantentasse Leipzig als Organ der Invalidenversicherung einige Millionen Mark nach Dresden, und verschwindend gering ist es, was von diesen Geldern bisher nach Leipzig zurückgeflossen ist. Auch die Stadt Leipzig vergibt sich nichts, wenn sie zu Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt, die insbesondere der veränderten Arbeiterbevölkerung zugute kommen sollen und müssen, solche Versicherungsgelder in Anspruch nimmt.

Freilich wird wenigstens in den ersten Jahren der Betrieb großer städtischer Schwimmbäder auch einen Zuschuß aus der Stadtkasse nötig machen. Was aber in dieser Richtung geopfert werden muß, wird den städtischen Haushalt sicherlich wieder auf anderen Gebieten entlasten. Es sei in dieser Beziehung nur an das Armenbudget und den Betrieb der Krankenanstalten erinnert! Moderne Badeanstalten sind für die Kräftigung und Gesundheit kommender Generationen sicherlich nicht zu unterschätzen.

### Aus unserer Bewegung.

Berlin. Allmählich beginnt das Berliner Anstaltspersonal wieder aus sanftem Schlummer zu erwachen, und einige erfreuliche Fortschritte sind aus den verschiedenen Anstalten zu verzeichnen. So fanden in den letzten Tagen in Herzberge und Am Urban Versammlungen statt, in denen Kollege Dittmer über „Maigedanken“ referierte. In beiden recht gut besuchten Versammlungen forderte der Referent die Anwesenden auf, unermüdet für die Ausbreitung unserer Ideen tätig zu sein. Das sich an diese Versammlungen anschließende gesellige Beisammensein hielt die Teilnehmer bis gegen Mitternacht in gemühter Stimmung beisammen. Eine Anzahl Kollegen und Kolleginnen traten der Organisation bei. — In Moabit sprach Kollege Wukts über den „Neuen Eut“. Hier wurde in der Diskussion besonders auf die geradezu sträfliche Gleichgültigkeit mancher Kollegen hingewiesen, die sich nachgerade alles bieten lassen. Demgegenüber wies Kollege Renner auf die Dresdener Erfolge hin, die nur dem geeinten Zusammenschluß des dortigen Anstaltspersonals zu danken sind. Auch hier schloß sich ein geselliges Beisammensein der Versammlung an. — Für „Friedrichshain“ referierte Kollege C. Riedel. Er gab einen Ausblick auf die Bewegung des Anstaltspersonals und ermahnte die Anwesenden zur Solidarität und zum festen Zusammenhalten in der Organisation. — Während wir in den vorbezeichneten Anstalten in jedem Fall einen Stamm treuer und zuverlässiger Kollegen und Kolleginnen haben, läßt sich das gleiche vom Virchow-Krankenhaus leider nicht sagen. Hier haben wir zwar verschiedentlich eine kleine Anzahl organisierter Gebilde, durch die ungläubliche große Situation ist unser Mühen aber nur zu oft zu nichte gemacht worden. Es kommt hinzu, daß im Virchow-Krankenhaus das Personal noch unfreier ist als in den anderen Anstalten. Wenn irgendwo, so kann hier den Kollegen und Kolleginnen zugerufen werden: „Alle Schuld rächt sich auf Erden!“ Möchte das Anstaltspersonal vom Virchow-Krankenhaus endlich den niederdrückenden Pessimismus abschütteln und seine Interessen reger als bisher wahrnehmen! In nächster Zeit wird ein erneuter Versuch gemacht werden, das Virchow-Personal für die Organisation zu gewinnen. — Auch in der Anstalt Buch ist nach einigen vorzüglichen Anfängen wieder Stagnation eingetreten. Auch diesen Kollegen rufen wir zu: Mehr Frische und Eifer für unsere gute Sache, erst dann werden die zahlreichen Mißstände schwinden!

Lübben. (Der Herr Direktor als Vertreter der Angestellten.) Unser Verband hatte für die Wähler und Wählerinnen der Wotenanstalt zu Lübben eine Besprechung für Sonntag, den 17. Mai, angelegt und dieses dem Personal durch eine Anzeige im Lübbener Kreisblatt bekannt gegeben. Der Herr Direktor hatte hiervon Kenntnis erhalten. Am Sonnabend Abend ließ der Herr durch die Oberwärter und Oberwärterinnen dem Personal bekannt geben, daß niemand zu dieser Besprechung gehen sollte, er würde selbst hingehen und das Personal vertreten. Infolgedessen hatten sich die Angestellten einschüchtern lassen und blieben der Besprechung fern. Der Herr Direktor scheint die Sache schlecht zu kennen, denn das Koalitionsrecht besteht auch für die Angestellten der Anstalt in Lübben und die Gehälter sind doch nicht so hoch, daß die Angestellten damit zufrieden sein könnten. Der Herr hatte dann auch den Oberwärter, die Oberwärterinnen, den Hausmeister und einige Bureaubeamte als Befolge zu der Besprechung eingeladen. Da nur wenige der Angestellten erschienen waren, konnte der Verbandsvertreter die Unterhaltung mit diesen am Besten erledigen, trotzdem die Aufpuffer die Ehren spülten. Der Herr Direktor hatte mit dem andern Teil auf der Veranda Platz genommen, nachdem er die Parade über die Anwesenden abgenommen hatte. Durch dieses Vorgehen des Herrn Direktors zeigt sich klar, daß die Verhältnisse in der Anstalt nicht erfreuliche sein können, sonst dürfte er nicht

so vorgehen, um die Angestellten vor Aufklärung zu „hüten“. Es wird deshalb Pflicht aller Angestellten sein, dem Herrn zu zeigen, daß sie eine Vertretung seinerseits nicht gebrauchen, da es doch erwachsene Personen sind, und daß sie nicht der Klingel folgen wie die Patienten der Anstalt. Außerdem können die Angestellten in ihrer freien Zeit hingehen, wo sie wollen und nicht, wo es dem Herrn Direktor gefällt. Sollte der Herr in Zukunft nochmals vorgehen, in dieser Weise Druck auf das Personal auszuüben, so werden wir uns auf andere Weise mit ihm beschäftigen, da er jedenfalls auch gegen die Disziplin verstoßen hat, indem er den Oberwärter und die Oberwärterin zu der Besprechung geladen hatte, die an dem Nachmittag Dienst hatten. Das Personal muß aber nach diesem Vorgehen erst recht die Lehre ziehen, daß nur durch Zusammenstoß in der Gewerkschaft bessere Verhältnisse geschaffen werden können. Deshalb müssen sich alle dem Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter anschließen. Denn einzeln sind sie ein Spielball des Herrn Direktors, aber an der Gesamtheit kann er sich die Zähne ausbeißen. Er wird in Zukunft einsehen, daß auch er wie schon verschiedene dieser Herren die Gewerkschaftsbewegung und die Aufklärung der Massen nicht aufhalten können, denn gegen den Strom ist schwer schwimmen. Dem Personal rufen wir aber nochmals zu: Gmein in den Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter, dort werden eure Interessen richtig vertreten!

### Rundschau.

Die Gewerbeinspektoren und der Moit- und Logiszwang. Die Kommission zur Beseitigung des Moit- und Logiszwanges hat sich sehr um die Verbreitung der Calwerischen Broschüre: „Das Moit- und Logiswesen im Danneberg“ bemüht. Außer einzelnen statistischen Kentern und dem Bundesrat und Reichstag wurde auch sämtlichen Gewerbeinspektoren je ein Exemplar überwiesen. Allem Anscheine nach scheint besonders das letztere ein sehr guter Griff gewesen zu sein. Es hat den Anschein, als wenn die Gewerbeinspektoren sich durch diese Erhebungen veranlaßt sehen, sich etwas mehr als bisher um diese Zwangslogis zu kümmern. So wurde wiederholt die obgenannte Zentralkommission ersucht, bestimmte Angaben und Adressen der schlechten Logis den Herren Inspektoren zu übermitteln. Diesen Wünschen konnte jedoch nicht stattgegeben werden, weil die Angaben unter der Voraussetzung der Verschwiegenheit gemacht wurden und sehr leicht Mißbrauchungen sich ergeben würden. Um aber den Gewerbeinspektoren die Arbeit zu erleichtern, halten wir es für geboten, den Ortsverwaltungen der in Betracht kommenden Bezirke zu empfehlen, alle ihnen bekannten ungenügenden Logis unverzüglich zur Anzeige zu bringen. Wenn diesem Wunsch auch nur annähernd entsprochen wird, werden die Herren Inspektoren zu der Heberzeugung gebracht werden, daß das Calwerische Material nur ein Bruchteil dessen darstellt, was wirklich an Mißständen im Moit- und Logiszwange aufzuweisen ist. Also frisch an die Arbeit.

Die Schädigung der Verdauung durch Genußmittel. Hofrat Crämer in München, der seit Jahren auf die Schädigung der Verdauungsorgane durch die Genußmittel sein besonderes Augenmerk richtet, hat neuerdings 410 Krankengeschichten bearbeitet, bei welchen ein mehr oder weniger starker Mißbrauch von Alkohol, Tee, Kaffee oder Nikotin entweder zusammen oder einzeln vermerkt war. Es ergab sich, daß bei den Magenkrankungen am häufigsten Störungen des Safflusses, nächsthäufig Muskelschwäche und Entzündung beobachtet wurde, während bei den Darmkrankheiten die krampfartige Darmchwäche in erster Linie stand, in zweiter der Katarrh, in dritter die einfache Verstopfung. Dabei ist bemerkenswert, daß Mißbrauch ohne Alkohol in 234 Fällen, mit Alkohol nur in 120 Fällen notiert wurde. Der Genuß des Alkohols bezieht sich in diesen Fällen nur auf Bier und Wein. Nach den Untersuchungen Crämers bringen bei manchen Menschen mehrere Zigaretten täglich mehr Beschwerden als grobe Glas Bier oder eine entsprechende Menge Weins hervor. Aus zahlreichen Versuchen geht hervor, daß eine deutliche Behinderung der Verdauung des Eimeiß durch Kaffee, Tee, Nikotin und die anderen im Tabak enthaltenen Substanzen stattfindet, und zwar um so stärker, je geringer der Säuregehalt des verwendeten Magen-saftes ist. Das Rauchen stört die Muskeltätigkeit und die Saff-absonderung des Magens. Den nikotinfreien Zigaretten gesteht Crämer, selbst wenn sie nikotinfrei sind, einen sehr geringen Wert zu, weil die anderen im Rauch enthaltenen Substanzen mindestens ebenso schädlich wirken. Aus den Alkoholversuchen ergab sich die auffallende Tatsache, daß reine Alkohole in Konzentration bis 10 Proz. und kleinen Mengen im Verdauungsorgan kaum bemerkend auf die Eimeißverdauung wirken und daß Natron die Eimeißverdauung im Bruttofen viel stärker vergrößern als Weine, Alkoholhaltige Getränke verdauen nicht besser als alkoholfreie Frucht- resp. Traubensaft.